

Das wissenschaftliche Recept ist mir das fatalste. Es kann nur von Handlangern ausgeführt werden. Es besteht darin, daß man die juft im Schwange befindliche wissenschaftliche Methode erlernt hat und strenge nach ihr verfährt als ein kühler Sammler von Documenten. So bereitet man den Kunstregistratoren ein übersichtliches Feld, in dem sie mit Behaglichkeit spazieren können, je nach den Bedürfnissen ihres Specialgebietes da oder dort länger verweilend mit lernendem Forscherernste. Es mag das löblich sein. Wichtig und ganz kann nach diesem Recepte aber nur durch Commissionen verfahren werden, die die Gefahr individueller Seitensprünge ausschließen und die Gewähr für das gleichmäßige Grau bieten, in dem sich die sichtigende Gelehrsamkeit am wohlsten fühlt. Dieses Recept ist sehr deutsch und daher bei uns probat.

Das dritte, das pädagogische Recept, scheint mir das schwierigste zu sein. Es steht zwischen dem künstlerischen und dem wissenschaftlichen mitten inne, wer es befolgen will, sitzt, wenn ich so sagen darf, zwischen Katheder und Staffelei. Er darf nicht bloß die Kunst wollen, denn dann reißt das Publicum, das erzogen werden soll, gleich aus; er darf aber auch nicht bloß an die gelehrten Herren denken, denn dann schläft dasselbe Publicum sehr bald ein. Er wird, es geht nicht anders, einen Brei zusammenrühren müssen nach dem Princip der Bekömmlichkeit für den Allerweltsmagen, aber da es ein künstlerischer Brei sein soll, so wird er wohl oder übel etwas Kunst hineinmischen müssen, gelindert in dessen durch wissenschaftliche Ingredienzien, die, wie die Erfahrung lehrt, der deutschen Verdauung am zuträglichsten sind.

Es gehört ein geschickter Kopf dazu. Wie leicht kann er sich vergreifen! Wie genau muß er die gastrischen Bedürfnisse und Festlichkeiten seines Gebietes kennen! Denn das ist klar: das Publicum ist hier der Gebieter. Und: einen Gebieter zu erziehen, — ist das nicht schwer?

Ich bewundere rüchaltlos, wenn nicht die Klugheit, so doch die Courage der Leute, die an einer solchen Aufgabe nicht verzagen. Es gehört entweder eine Naivetät dazu, die nur der glühend gläubigen und selbst noch erziehungsbedürftigen Jugend eigen ist, oder ein völlig heroischer Muth, der nahe an Selbstüberhebung streift, während diese Thätigkeit andererseits ein hohes Maß von Selbstlosigkeit erfordert.

Die Verhältnisse liegen heute so: auf die dünnen Jahre der Kunst sind fruchtbare Jahre gefolgt, so fruchtbare, daß selbst die Gelehrten davon gemerkt haben. Es hat Kämpfe gegeben, und der Kampf dauert fort. Vieles ist noch im Werden, und während hier und da sich Reife zeigt, schießen immerfort neue Keime nach. Die Gelehrten halten sich, was begreiflich und ganz richtig ist, ans Reife. Sie möchten gerne, da alles Turbulente, Wogende, Flackernde am Studieren hindert, endlich mal wieder Ruhe haben. Daher fangen sie wieder an zu decretieren, Einhalt zu gebieten. Sie wollen, wie es ihr Amt ist, lichten, klären, scheiden. Wer mag ihnen da ihre unwirrschen Stirnrunzeln verdenken, wenn immer und immer wieder unter den mühsam schön geordneten Körnerhaufen ein neues, unerschämtes Grün hervorspißt? Wie heikel ist aber erst die Aufgabe derer, die mit diesem Material der immer noch, ach, immer noch gährenden Kunst und der schon wieder, ach, schon wieder unzufriedenen Gelehrsamkeit vor das verwirrte Publicum hintreten wollen! Sie thun mir wirklich leid, die Naiven sowohl wie die Heroischen.

Ich würde auch die Kunst beklagen, der wieder einmal nicht zu helfen ist, wenn ich aus ihrem reifen und wachsenden Reichthum nicht die fröhliche Zuversicht gewänne, daß sie keiner Helfer bedarf. Umzubringen ist sie jedenfalls mit keinem Recepte, und eines Tages wird sie so stolz und mächtig dastehen, daß auch das Publicum keines Helfers bedarf, sie zu lieben und aus ihr neuen Reichthum des Lebens zu gewinnen.

Bozen.

Otto Julius Bierbaum.

„Zischen.“ *)

Ihre Betrachtungen über das Recht des Zischens im Theater stimmen mit meinen eigenen Ansichten vollkommen überein. Das freie Plebisait im Zuschauerraum darf durch Nichts beschränkt werden — und nicht die mit Nein stimmen, sind mir als Bühnenleiter die Unangenehmsten, sondern nur diejenigen, die sich der Abstimmung peinlich enthalten und das Wahllocal überhaupt vermeiden! . . . Mehr darüber gelegentlich — vielleicht finde ich einmal Zeit, über den Gegenstand Ihnen eine eingehende Erörterung zu schreiben. Inzwischen freundliche Grüße Ihres ergebenen

Berlin.

Oscar Blumenthal.

Es versteht sich meines Erachtens ganz von selbst, daß dem Mißfallen im Theater dasselbe Recht der freien Meinungsäußerung zu steht, wie dem Beifall, daß auch da die altera pars denselben Anspruch auf Gehör hat, wie überall. Schon im Jahre 1669 hat der vernünftige und nüchterne Boileau, der geschworene Feind jeden Scandal, der unermüdliche Verfechter sittsamen Wohlverhaltens, in seiner „Art Poétique“ die Frage, ob das Theaterpublicum zischen dürfe, aufgeworfen und mit voller Entschiedenheit bejaht:

*) Vgl. die Aufsätze von Hermann Bahr in Nr. 55 und von Max Grube in Nr. 56 der „Zeit“.

Le Théâtre fertile en Censeurs pointilleux,
Chez nous pour se produire est un champ périlleux.
Un Auteur n'y fait pas de faciles conquêtes.
Il trouve à le sifler des bouches toujours prêtes.
Chacun le peut traiter de Fat et d'Ignorant.
C'est un droit qu'à la porte on achète en entrant.

Vermuthlich hat sich das Zischen ursprünglich weniger gegen den Dichter und die Darsteller, als gegen die beifallklatschenden Zuhörer gerichtet. Es war der naturgemäße Protest gegen ungehörig ercheinendes Klatschen. Im Französischen hat sich auch der Ausdruck „chuter“, der nichts Anderes besagt, als Ruhe gebieten, für das Theaterzischen behauptet. Das Zischen ist ja auch noch bis auf den heutigen Tag im Theater sehr oft nichtsweniger als der Ausdruck des Mißfallens über Dichtung oder Darstellung; im Gegentheil, es ist unter Umständen ein großes Compliment. Man zischt in einer Posse, um sich den guten Witz eines beliebigen Komikers, der in den Beifall hinein spricht, nicht entgehen zu lassen; man zischt, wenn nach einer ergreifenden Scene einer Tragödin thöricht geklatscht wird, um sich nicht aus der Stimmung herausbringen zu lassen. Es gibt eben kein natürlicheres und einfacheres Mittel, gegen unangebrachten Lärm Widerspruch zu erheben, als das Zischen. Daß die Zischlaute für das Ohr der Dichter, Darsteller und Directoren nicht angenehm sind, daß sie verhältnismäßig viel zu stark wirken, daß ein halbes Duzend resoluter Zischer das Klatschen von ein paar Hundert beifalllustiger Personen nahezu paralyfieren kann, das ist allerdings ebenso richtig, wie beklagenswert. Aber dagegen ist nun einmal nichts zu machen. Wie alle Güter dieser Welt, so ist auch das Gut des Ausdrucks der verschiedenen Meinungen ungleich hienieden vertheilt.

Mit freundlichstem Gruß Ihr Ihnen aufrichtigst ergebener
Meinigen. Paul Lindau.

Künstlerhaus.

(Graphische Ausstellung der Gesellschaft für vielfältigende Kunst.)

Einen Maler nach dem anderen sehen wir jetzt mit Ungeduld nach der Nadel greifen und das Radieren, so lange verrufen, vom Künstler gemieden, Dilettanten überlassen, kommt zu Ehren: denn die Nadel weiß jedem sanften Drucke einer Stimmung, einer Laune geschwinde und williger als der schwere, bedächtige und eigenförmige Pinsel zu folgen; wie von selber und im Traume scheint durch sie gleich die Seele der Künstler, ihre ganze Seele mit allem Dufte der Minute, in die empfängliche Platte zu rinnen. Jeder Nuance schmiegt sie sich innig an, jeden Schatten hegt sie treu, jede scheinbare Dämmerung, jeden halben Wink, jeden Staub und Schimmer der Gefühle nimmt sie behutsam mit und, wenn man ihr gar noch mit Schaben, Schleifen und Polieren ein wenig hilft, läßt sie das Feinste selbst aufs zärtlichste vernehmen. Köpping, dieser große, so bewußte Meister, hat an ihr einmal die „fast absolute Abwesenheit jedes materiellen Widerstandes“ gerühmt, diese „Freiheit und Unmittelbarkeit der Realisierung künstlerischer Gedanken, wie sie kaum einem anderen Verfahren zuerkannt werden kann“. Der Maler verbraucht seine beste Kraft, um nur sein Instrument zu bewältigen, bis es sich ihm doch endlich störrisch ergibt; der Nest erst kommt dann dem Werke zu. Die Nadel gehorcht flinker: sie unterschlägt nichts vom Künstler, verliert nichts auf dem Wege, nimmt nichts für sich weg, sondern was nur je sich in seinem Gemüthe regen mag, fängt sie gleich in ihre rapiden Striche auf. So verhält sich der Radierer zum Maler, wie sich zum Dramatiker der Lyriker verhält: er kann wie dieser unmittelbar vom Herzen reden, während jene erst Apparate mühsam bewegen müssen, und so kann er feinere, intimere Sachen sagen, ganz geheime, dünne, leicht verhuschende Sachen, und kann sie persönlicher und momentaner sagen, mit der Energie von unbelauschten Monologen. Der Strich spricht den Radierer so unbewußt und unbefangen aus wie der Gang den Schauspieler; er schlägt alle Falten seiner Natur auf. Sensitive, doch unkräftige Menschen, die, was die Stunde bringt, bewahren möchten, aber auf seine Dauer kein Vertrauen haben, werden darum gern die flinke Nadel nehmen und damit einer mehr lyrischen, an kleine Stimmungen verlorenen, unbeständigen Zeit, die weniger die Kunst als den Künstler sucht und Skizzen mehr als Werke liebt, willkommen sein. Es ist kein Zufall, daß sie, lange gemieden und verkannt, gerade jetzt zu Ehren kommt.

Man thut am besten, Radierungen etwa wie Briefe oder Memoiren zu behandeln, nicht so sehr als Werke der Kunst, sondern als Bekenntnisse der Künstler. Wer sie nicht um der Schönheit willen betrachtet, sondern vernehmen will, wie Menschen von heute fühlen, sich zum Leben stellen und mit den Dingen verhalten, wird ihre Indiscretionen Gemälden und Sculpturen vorziehen, die sich doch immer vom Persönlichen mehr ins Sachliche entfernen. Sie werden dem Kunstfreunde weniger bedeuten als für so einen historien de la Vie Morale in der Weise von Taine und Bourget.

Der Schwede Anders Zorn fällt durch den gewaltsamen Ungestüm seiner in Sans und Braus rabiaten Striche auf: sie sind wie Hiebe, mit einer unbeschreiblichen Furie geführt, wie Schüsse einer rauchenden Pistole, wie Blitze aus einer zornigen Wolke, und man glaubt die Dinge, die er bringt, immer von seiner Attaque noch beben zu sehen, so tiefend und knirschend schleudert er sie hin. Er